

Die kleine Stadt - eine Pfingstgeschichte vor dem 6. Juni 1993

Autor(en): **Müller, Beat**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **87 (1993)**

Heft 10

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-143789>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die kleine Stadt – eine Pfingstgeschichte vor dem 6. Juni 1993

Die kleine Stadt hatte auf der Landkarte kaum die Grösse eines Stecknadelknopfes. Trotzdem war sie umgeben von einer dicken Mauer. Aus einhundertdreissig Schiessscharten ragten ebenso viele Kanonenrohre, und eine Garde war rund um die Uhr für den Schutz der Stadt zuständig. Niemand weiss übrigens genau, ob die kleine Stadt so reich war, weil sie als sicher galt, oder ob es sich am Ende umgekehrt verhielt. Jedenfalls war die Garde das Lieblingskind ihrer Bürgerinnen und Bürger, und diese liessen sich ihre Sicherheit auch gerne etwas kosten. Beinahe unbestritten waren seit Menschengedenken die nicht eben spärlichen Aufwendungen für die Gardisten, welche in ihren schmucken Uniformen mit den von farbigen Federbüschen gezierten Helmen recht eigentlich zum Stadtbild gehörten. Übrigens diente die Garde nicht nur dem äusseren, sondern auch dem inneren Schutz – was wichtig war, denn wo Reichtum ist, gibt es auch Armut. So gab es Flüchtlinge in der kleinen Stadt und in jüngster Zeit sogar Menschen ohne Arbeit, was man dort bis anhin kaum gekannt hatte. Überhaupt liefen die Geschäfte der Stadt nicht mehr so gut wie einst, und die einträglichen Handelsströme zu den umliegenden und den ferneren Städten gerieten ins Stocken. Die Bürgerinnen und Bürger der kleinen Stadt legten ihr Geld lieber auf die hohe Kante, als es in Umlauf zu bringen.

Kein Wunder, dass in solchen Zeiten ein Antrag der Garde, sie brauche vierunddreissig neue Geschütze, plötzlich nicht mehr auf die Zustimmung aller Bürger stiess. Vielmehr führte das umstrittene Waffengeschäft zu einem Riss quer durch

die Bürgerschaft. Die einen fanden, die Existenz der Garde stünde ohne neue Waffen auf dem Spiel, darum sei es nur recht und billig, 350 Säcke Gold auszugeben, um die veralteten Kanonen zu verschrotten und die 34 modernen Geschütze aufzustellen. Dazu war das Riesengeschäft mit der Stadt, die die Kanonen produzierte, bereits eingefädelt. Ja, nicht wenige Kilo Gold waren zur Projektierung schon ausgegeben worden. Es schien also kein Zurück mehr zu geben, nicht nur aus Sicherheitsgründen, sondern auch aus wirtschaftlichen Überlegungen, denn der kleinen Stadt wurden namhafte Gegengeschäfte zugesagt. Und so versprach sich ein Teil der Bürgerinnen und Bürger aus dem Kanonen-Geschäft nicht nur strategischen Nutzen, sondern auch den ersehnten wirtschaftlichen Aufschwung.

Der andere Teil der Bürgerschaft dagegen lehnte die Anschaffung der neuen Geschütze leidenschaftlich ab. Es wäre in diesen Zeiten unverantwortlich, über zehn Prozent des Stadthaushaltes für Waffen zu verschwenden, wo doch in der kleinen Stadt und rings um sie herum so viele dringendere Probleme anstünden. Ein besonders hartnäckiger Kanonengegner stieg sogar mit seinem Riesenfernrohr auf die Zinnen der Stadtmauer, um tagelang nach möglichen Feinden Ausschau zu halten und immer wieder zu melden, es wären weit und breit keine in Sicht. Die Garde der Stadt bekam schliesslich den Befehl, den provokanten Ferngucker – sonst übrigens ein eher unauffälliger Handwerker – von der Mauer herunterzuholen.

Der «Druck der Strasse», wie die Regierenden der kleinen Stadt sich ausdrückten,

führte schliesslich dazu, dass das umstrittene Kanonengeschäft vors Volk gebracht wurde. Die Bevölkerung sollte am Sonntag nach Pfingsten auf dem Platz vor der Kirche zusammenkommen, um mit Hand-aufheben sichtbar kundzutun, ob man sich nun weiterhin auf den Schutz der 130 alten Kanonen verlassen oder die 34 modernen Geschütze anschaffen wolle.

Schon Wochen vor der Abstimmung kam es zu Demonstrationen. Gegner und Befürworter brachten etwa gleich viele Menschen auf die Beine, wobei die Stadtchronik wie üblich die Zahl der «Systemtreuen» beschönigte und diejenige der Kritiker herunterspielte. Während bei der Demonstration der Gegner Musikanten zum Tanz aufspielten und Bänkelsänger kritische Lieder vortrugen, zeigte sich bei der Veranstaltung der Befürworter der Chef der Garde persönlich, genoss sichtlich das Bad in der Menge, klopfte diesem und jenem Kumpanen auf die Schulter und pries in einer spontanen Rede mit launig-ernsten Worten die Loyalität und den Mut der anwesenden Bürger. Der Riss aber, der durch die Bürgerschaft der kleinen reichen Stadt ging, wurde durch die beiden Veranstaltungen nur noch tiefer, und man hatte den Eindruck, die Meinungen wären endgültig gemacht, mindestens bis zu jenem Pfingstsonntag, an dem sich die Ereignisse zu überstürzen begannen:

Zum Gottesdienst versammelten sich in der grossen Kirche die meisten Bewohner der kleinen Stadt, und Befürworter wie Gegner des Kanonengeschäfts warteten gespannt auf ein klärendes Wort des Pfarrers. Dieser aber – beflissen, es mit niemandem zu verderben – predigte nur in allgemeinen Sätzen und dazu nicht sehr geistvoll über den Heiligen Geist, ohne sich in die Niederungen der Alltagspolitik zu verirren. Mit der Bitte um Gottes Frieden, der höher ist als alle Vernunft, schloss der Prediger den Pfingstgottesdienst. Während die einen noch auf dem Kirchplatz zusammenblieben und ein paar Worte wechselten, begaben sich die anderen schnurstraks nach Hause. Im roten Haus gegenüber der Kirche trafen sich schliesslich ein paar

Kanonengegner der ersten Stunde, auch der Fernrohrgucker war dabei, und ein Wort gab das andere: «Ich gehe nie mehr in den Gottesdienst. Solch eine Leisetreteri! Wir werden jetzt sicher verlieren. Der Pfarrer müsste sich doch endlich auf unsere Seite schlagen. Tut er ja auch – am Stammtisch! Aber in der Predigt – kein Wort!» Da ergriff plötzlich der Mann mit dem Fernrohr das Wort, der ansonsten, wie gesagt, eher schweigsam war. Mit harter Faust schlug er auf die blankgescheuerte alte Tischplatte, und ein wildes Feuer trat in seine Augen: «Hört doch einmal auf mit eurem kläglichen Gejammer. Ist denn heute nicht Pfingsten? Und ihr wollt resignieren. Euer Handtuch werfen, die Flinte ins Korn! Sind wir nicht alle mündige Christen? Was warten wir auf den Pfarrer? Als hätte er den Heiligen Geist für sich gepachtet? Was ereifert ihr euch, ob ihr noch in die Kirche gehen sollt oder nicht? Dort unten ist Kirche!» Und er wies auf die Menschenmenge, die auf dem Kirchplatz zusammenstand, plauderte und ob seiner lauten Rede allmählich verstummte: «Ist das nicht der Fernrohrgucker? Was ist denn nur in ihn gefahren?» Alsbald waren aller Augen auf das offene Fenster des roten Hauses gerichtet, in welchem die kleine Gestalt des biedereren Handwerkers auftauchte, der mit gewaltiger Stimme anhub zu sprechen:

«Ihr Bürgerinnen und Bürger! Bevor mich eure Garde daran gehindert hatte, stand ich tagelang mit meinem Fernrohr auf der Zinne unserer Mauer, um nach Menschen Ausschau zu halten, welche die Anschaffung der vierunddreissig Geschütze in irgendeiner Weise rechtfertigen würden. Weit und breit sah ich niemanden, der mit Waffengewalt gegen uns angerückt wäre. Dagegen erblickte ich anderes: Ich sah Menschen, welche hungern nach Brot und durstig sind nach Gerechtigkeit. Ich sah Dörfer und Städte vom Kriege verheert. Ich sah Leute, die an Krankheiten starben, welche in unserer Stadt längst nicht mehr tödlich verlaufen. Ich sah vergewaltigte Frauen und verwaiste Kinder, die an Unterernährung und dreckigem Wasser zugrunde gehen, und ich sah, dass all dies

Elend näher und näher an uns heranrückt. Und nun frage ich euch, ihr Bürgerinnen und Bürger der kleinen Stadt: Können wir mit den 34 hochmodernen Geschützen, für die wir 350 Säcke Gold bezahlen werden, solch einer <Bedrohung> begegnen? Kann man denn Unrecht einfach abschiessen? Oder würde es auf diese Weise nicht noch unendlich viel grösser?»

Die Menge auf dem Kirchplatz war sprachlos. Woher hatte der einfache Mann das Feuer, den Sturm, so zu reden? Warum war seine Sprache so klar, sein Wort allen verständlich: Männern und Frauen aller Schichten und Interessengruppen, Gardisten und Gewerblern, Ärmeren und Reichen, Proletariern und Patriziern, Arbeitslosen und solchen, die unter der Last ihrer Arbeit fast zusammenbrachen...? Sie alle hörten gebannt zu und konnten sich der Kraft der Predigt vor der Kirche nicht entziehen. Da fuhr der Mann fort:

«Ihr Bürgerinnen und Bürger unserer kleinen Stadt! Im Namen Jesu, auf den wir alle getauft sind, bitte ich euch: Braucht die 350 Säcke Gold nicht für Werkzeuge des Todes, sondern für Instrumente des Lebens. Schliesst euch zusammen mit jener grossen Stadt, bei der ihr die Kanonen gekauft hättet, und mit anderen Orten, damit das Elend derer endlich gewendet wird, die ich von der hohen Zinne unserer Mauer mit meinem Fernrohr wahrgenommen habe: Äcker sollen sie bekommen, auf dass sie satt werden; Schulen, auf dass sie die Zukunft bewältigen; Spitäler, damit sie überleben können. Ihr wollt Arbeit? Ihr sollt sie haben. Ihr wollt die Wirtschaft der kleinen Stadt ankurbeln? Aber nicht auf diese Weise. Es gibt Arbeit genug – innerhalb und ausserhalb unserer Mauern! Wieviel Arbeit könnten alleine wir schaffen, wenn wir die 350 Säcke Gold für die Wohlfahrt der Armen aufbringen würden? Im Namen Jesu bitte ich euch: Überlegt euch noch einmal, wie ihr hier auf diesem Platz in einer Woche entscheiden wollt, und solltet ihr, wovor euch Gott bewahre, diese Kanonen trotzdem anschaffen wollen, so seid ihr verpflichtet, für jeden Dukaten, den ihr in die Todesgeräte steckt, auch einen Dukaten

ins Leben zu investieren: Dann stellt halt 700 Säcke Gold parat. Es hat in den Kellern der Häuser unserer kleinen Stadt genug davon.»

Bis in die Nacht hinein blieben die Bürgerinnen und Bürger der kleinen Stadt an diesem Pfingstsonntag diskutierend auf dem Kirchplatz stehen. Im Tagebuch des Pfarrers fand man zu diesem Tag nur eine kurze Notiz, fast eine Art Gebet: «Lieber Gott! Ich danke dir, dass du es trotz meiner Predigt noch Pfingsten werden liessst. Ich danke dir für den Fernrohrgucker. Schütze ihn und lasse seine Worte wirken in den Herzen der Bürger unserer kleinen Stadt.»

Niemand weiss heute mehr, wie sich die Bürgerinnen und Bürger der kleinen reichen Stadt an jenem Sonntag nach Pfingsten entschieden haben. Jene Stadt ist ja seither – ob mit oder ohne neue Geschütze – auch längst untergegangen. Aber die Ausgrabungen ihrer Stadtmauern haben den merkwürdigen Befund erbracht, dass alle Schiessscharten – an die 130 an der Zahl – zugemauert waren, was doch wohl ein Hinweis dafür sein könnte, dass die Pfingstpredigt des Mannes mit dem Fernrohr – über kurz oder lang! – ihre Wirkung nicht verfehlte.